



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Vortrag für den Pen-Club Tirol (Internationale Schriftstellervereinigung)

21.02.2000

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.12.28

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-4054](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-4054)

AT-D41 1.3.12.28

Vortrag von Altbischof Dr. Reinhold Stecher für den Pen-Club Tirol
Raiffeisensaal Innsbruck, 21. Februar 2000, 20 Uhr

Das Ringen um das Wort hat kein Ende

Wie ich die ehrende Einladung des Pen-Club Tirol zum heutigen Abend erhalten habe, hat mir das eine gewisse Verlegenheit bereitet. Ich habe mich nie als Literat gefühlt – und wenn ich das eine oder andere in Buchform herausgebracht habe, dann war das für mich doch immer ein Teil des Dienstes an der Botschaft des Glaubens und nicht mehr. Aber angeregt durch die Einladung, bin ich auf die Suche nach einem Thema gegangen, bei dem sich streckenweise der Literaturbeflissene und der Seelsorger treffen kann. Und so bin ich bei der Mühe und Sorge um das Wort stehengeblieben.

Es ist doch so, daß die Sprache und das Wort nicht gerade das gepflegteste Gut unserer Zivilisation darstellen. Die technisierte Welt schafft sich eine eigene Sprache, die versachlicht und leicht zu definierende Begriffe schafft, aber eben auch verarmt, wenn der Bauer zum Landwirt und der Landwirt zum Ökonom und der Ökonom zum landwirtschaftlichen Betriebsleiter wird, dann muß man doch redlich feststellen, daß von dem, was bei „Bauer“ mitschwang, nicht mehr viel übriggeblieben ist. Wir sind auch vor die Tatsache gestellt, daß uns tausendmal mehr Wörter umfluten, als dies Menschen früherer Zeiten erlebt haben. Man sagt, daß den Mitteleuropäer im Laufe seines Lebens ungefähr 600 Millionen Wörter überströmen. Die Zunahme der Masse ist natürlich nicht gepaart mit der Qualität. Es gibt viele Neubildungen von Worten, angefangen von der kaum mehr zu bewältigenden Zahl von Abkürzungen und den kaum mehr einzuholenden Entwicklungen der Fachsprachen und dem Kauderwelsch der Sportseiten in den Zeitungen. Geht man aber solchen Wörtern nach, dann entpuppen sie sich als oberflächliche Konstruktionen. Wer aber ein etymologisches Wörterbuch aufschlägt, staunt oft über den Tiefsinn, der bei uralten Wortschöpfungen am Werk war.

Und ich gehe wohl nicht fehl, daß Literatur in unserer Zeit sicher auch die Aufgabe hat, den Wert des Wortes zu pflegen und die Würde der Sprache zu sichern, ohne museal zu werden.

Und in dieser Sorge um den Wert des Wortes treffen sich nun Literat und berühmter Verkünder.

Für den gläubigen Menschen vertieft sich dieses Ringen um das Wort, da er sich ja mit dem Wort Gottes konfrontiert sieht, mit der Heiligen Schrift. Auch im weltlichen Bereich hat die Interpretation und Deutung von Literatur und dichterischem Wort eine große Bedeutung, damit die Schätze gehoben werden, die darin liegen. In der Heiligen Schrift ist das Ringen um den Tiefsinn des Wortes noch einmal gesteigert – und so wage ich als erste Feststellung:

1. Das Ringen um die Deutung des Wortes hat kein Ende

Dieses Ringen ist mir als Aufgabe und Abenteuer des Geistes im Leben in unvergeßlicher Weise begegnet. Als mir Bischof Rusch den Auftrag gab, in Theologie zu doktorieren, habe ich damals ohne lange zu überlegen das Alte Testament gewählt. Ich weiß heute nicht mehr genau warum. Zum Teil war es sicher das Interesse an den Quellen des Glaubens, aber auch ein Stück naiver Faszination für die Welt des Orients mit ihren krausen, geheimnisvollen Schriftzeichen und fremden Bildwelten. Möglicherweise hatte auch die große Bibliothek des früh verstorbenen Vaters so etwas wie eine heimliche Liebe für Literatur hinterlassen. Der Entschluß, einen Einstieg in diese Wissenschaft zu wagen, war sicher naiv – und bis heute muß ich gestehen, daß ich mit dieser Dissertation um die Deutung des Wortes sicher kein Wissenschaftler geworden bin, sondern nur eine konkrete Vorstellung gewonnen habe, was man wissen müßte, damit man ein Wissenschaftler wäre. Es ist nämlich auch in einem

mehnjährigen Studium – jedenfalls für mich, nicht möglich, jene Sicherheit in den Sprachen des Alten Orients zu erreichen (zu denen die modernen Weltsprachen sowie Latein und Griechisch natürlich dazukommen), die einfach für einen souveränen Umgang notwendig wäre. Aber so habe ich sehr eindrucksvoll erlebt, daß das Ringen um die Deutung des Wortes kein Ende hat. Ich habe mich schon ein bißchen gewundert, daß ich mit dem Fachprofessor im Spezialseminar monatelang allein war, was natürlich zur Folge hatte, daß man ziemlich oft dran kam. Aber mir wurde klar, daß anscheinend meine Kollegen von den Mühen um die Deutung des Wortes im alten Orient etwas realistischere Vorstellungen hatten als ich. Trotz allem – gereut hat es mich nie. Vielleicht verschärft sich für den Amateur sogar noch der Eindruck eines Abenteuers des Geistes. Ich hatte doch nie erlebt, daß man einem Wort, einem dunklen, offenkundig immer schon falsch übersetzten Wort nachjagen kann, zwei, drei Monate lang durch ganze Stellagen von wissenschaftlichen Zeitschriften, mit denen die Theologische Fakultät Innsbruck besonders reich gesegnet ist.

In irgendeinem Aufsatz eines jüdischen Gelehrten in England habe ich dann eine Lösung gefunden. Damals war der berühmte Konzilstheologe Prof. Josef Andreas Jungmann der Redakteur der Innsbrucker Theologischen Zeitschrift. Ich habe ihn in einem Gespräch einmal leicht zweifelnd gefragt, ob ein derartiger Arbeitsaufwand für ein Wort eigentlich zu verantworten wäre. Er hat mir angedeutet, daß ich es das ganze Leben nicht bereuen würde, für das Wort Gottes und seine Deutung diese Mühe aufzuwenden, und daß es gut sei, wenn man das auch einmal gemacht habe, auch wenn man kein Wissenschaftler werden sollte.

Er hat recht gehabt. Es hat mich nie gereut. Und dieses Ringen um die Deutung des Wortes Gottes, der Heiligen Schrift, hat zwar nicht immer Erfolg gehabt, aber doch immer wieder einen Schleier gelüftet, einen Vorhang beiseite geschoben und einen Durchblick gewährt, der viel, viel weiterging als irgendein linguistisches Spiel.

Was heißt im Schöpfungsbericht das dunkle Wort von „Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen“? Wenn die Unterscheidung von Gut und Böse erst nach dem Essen der Frucht aufblitzt – dann konnte ja das Essen gar keine Sünde sein, weil der Mensch ja dann noch gar nicht wußte, was gut und böse ist ...? Und was heißt das ebenso dunkle Wort in der Traumgeschichte von der Erschaffung Evas aus der Rippe Adams, wenn man einmal alle dummen Eva-Witze und sexistischen Interpretationen wegläßt? Und was bedeutet das Wort „Er schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis“? Es könnten einem bei der Betrachtung von Weltgeschichte und Gegenwart über die Gottesbildlichkeit des Menschen doch einige Zweifel aufkommen. Und wieviel wurde in dieses Wort hineininterpretiert und philosophiert. Was hieß es wirklich?

Es war für mich wunderbar, wie ich draufgekommen bin, daß der Ausdruck „Erkennen, was gut und böse ist“ im ganzen Alten Testament und Orient immer bedeutet: „Oberster Richter, also Gott sein“. Das Verbot des Essens vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen heißt also: Mensch, bleib in deinen Grenzen, du darfst dich nicht zu Gott machen! Und damit ist das Tiefste vom Bösen ausgesagt. Und die Aussage einer mythologischen Erzählung wird auf einmal hochaktuell und zeitlos.

Und ich kann mich noch erinnern, wie mir die Erschaffung der Frau aus der Rippe Adams in einem ganz neuen Licht erschien, als ich in altarabischen Sprichwörtern, die natürlich uralte Bildwelten bewahren, den Ausdruck fand: „Du bist meine Rippe“, d. h. „Wir zwei sind ein Herz und eine Seele ...“. Und wenn man diesen Wortsinn in die Genesis-Stelle einbringt, zeigt sich, daß er vollständig mit der Gesamtaussage und dem Parallelismus der Gedanken übereinstimmt.

Und wie mir eine wissenschaftliche Abhandlung über das Wort „nach seinem Bild und Gleichnis“ in der Literatur des Alten Testaments und des Alten Orients in die Hand kam, wurden die späteren geistreichen Interpretationen gegenstandslos. „Nach seinem Bild und

Gleichnis“ heißt, daß Gott den Menschen als sein Kind betrachtet – genau so wie wir von einem Baby sagen – „ganz der Vater“ oder „ganz die Mutter“. Und wiederum eröffnen sich mit einer gelungenen Wortdeutung viel tiefere Horizonte.

Das Ringen um die Deutung des Wortes hat kein Ende. Das gilt bis heute. Heute gehe ich zwar nicht mehr ins alttestamentliche Seminar, aber ich hole mir doch immer wieder Rat bei den großen Nachschlagwerken, in denen jedes griechische und hebräische Wort bis zur Erschöpfung beschrieben ist. Und immer wieder gehen neue Wahrheiten auf. Das Ringen um die Deutung des Wortes hat kein Ende.

Mich erinnert dieses Ringen um den eigentlichen Sinn, das uns in den letzten 150 Jahren ja die Heilige Schrift neu geschenkt hat, an die Arbeit jener Professorin in Mailand, die nunmehr jahrelang das berühmte Abendmahl von Leonardo de Vinci restauriert hat. Ich durfte ihr einmal zuschauen. Die Jahresleistung umspannte oft nicht einmal einen halben Meter. Eine Arbeit mit feinstem Mikroskop und in Millimetern, um die ursprüngliche Schicht zu heben und zu sichern. Was herauskam, ist ein neues Bild – viel zarter und schöner, als es uns in unzähligen Reproduktionen mit plumpen Übermalungen überliefert wurde.

Mir ist bei diesem Ringen um die Deutung des Wortes noch etwas – sozusagen als Nebeneffekt – zugefallen. Ich kann das Wort vom „primitiven Denken“ jener Kulturen nicht hören. Ich habe eine ganz große Ehrfurcht vor diesen namenlosen Schriftstellern, Dichtern, Erzählern und Priestern bekommen. Was wir – wenn wir nur an die Schöpfungsgeschichte denken, bestenfalls als Kindergeschichten verkauft haben und damit dem grundlegenden Irrtum Vorschub geleistet haben, die Texte seien realistisch – historisch zu nehmen – das sind in Wirklichkeit Darstellungen der tiefsten Menschheitsfragen in archaischer Schönheit, zeitloser Tiefe und großer dichterischer Kraft. Die Kunst, großartige Wahrheiten so einzukleiden, ist vom Schöpferischen her viel höher zu bewerten als unser gekonntes Geplauder mit tausend Abstraktionen und trockenen Begriffen.

Das Ringen um die Deutung des Wortes hat kein Ende, weder in der Literatur der Welt noch in der Heiligen Schrift, weil unser Erkennen eben Stückwerk ist.

2. Auch das Ringen um die Weitergabe des Wortes hat kein Ende

In der Verkündigung des Glaubens kommt das Wort sehr oft an den Rand des Sagbaren, an die Grenze des Mysteriums. Und Sie wissen, wie sehr man da von der Hohlheit der Phrase, der Wortkonserve, den abgetretenen Steinplatten des tausendmal Gesagten bedroht ist, wie das heilige Wort schnell einmal zum Gottesgerede und zum Gottesgeschwätz verkommen kann. Man begreift, daß der junge Wittgenstein geschrieben hat: „Wovon man nicht reden kann, davon soll man schweigen ...“ Der spätere Wittgenstein hat allerdings der Philosophie und Theologie zugebilligt, mit dem Wort an die Ahnung des Geheimnisses heranzuführen, so wie Karl Jaspers das empfunden hat: „Auch wenn wir unfähig sind, Gott zu erkennen und ihn begrifflich zu fassen, können wir ihn ansagen ...“ Und in diesem Bemühen, das Unsagbare nahezubringen, das Geheimnis zu umschreiben, treffen sich wohl wiederum Verkünder und Literat, Priester und Dichter. Das Größte in der Heiligen Schrift ist ja auch nicht in begrifflicher Sprache gesagt, sondern liegt zwischen den Zeilen einer Erzählung, eines Hymnus, eines Merkspruchs oder eines dichterischen Bildes verborgen. Das Lied des Jesaja, der die blühende Wüste besingt, die Vision des Ezechiel von den Totengebeinen, die zum Leben auferstehen, die Dramatik des Buches Hiob, die Erzählung vom Verlorenen Sohn und der Hymnus des Paulus auf die Liebe in Korinther 13 – das alles gehört zur Weltliteratur und läßt an Tiefe viele theologischen Kompendien hinter sich.

Eichendorff hat einmal gesagt: „Dem Dichter hat Gott das Wort gegeben, das kühn das Dunkelste benennt ...“ Und Max Frisch hat einmal das Ringen um eine Sprache, die das Geheimnis berührt, in seinen Tagebüchern so beschrieben:

„Wie der Bildhauer, wenn er den Meißel führt, arbeitet die Sprache, in dem sie das Leere, das Sagbare vorantreibt gegen das Geheimnis, gegen das Lebendige. Immer besteht die Gefahr, daß man das Geheimnis zerschlägt, und ebenso die andere Gefahr, daß man vorzeitig abbricht, daß man es einen Klumpen sein läßt, daß man das Geheimnis nicht stellt, nicht faßt, nicht befreit von allem, was immer noch sagbare wäre“

Darum ist mir bewußt, daß man in der Weitergabe des Wortes immer wieder in der Schule des Dichters einkehren muß – und oft auch bei Dichtern, die nicht einfach neben mir auf der Bank des katholischen Glaubens knien, die aber auf der Suche nach dem Gültigen und dem Menschlichen viel zu bieten haben, was des Hinhörens und Bewunderns wert ist.

Seit den Tagen des Gymnasiums hat mich das Gedicht Friedrich Nietzsches tief bewegt, das da von den Krähen spricht, die über den grauen Himmel in Richtung Stadt fliegen, und das nach jeder Strophe den Refrain aufklingen läßt: „Weh dem, der keine Heimat hat ...“

Mir ist im Lauf der vielen Jahre der Seelsorge immer wieder bewußt geworden, daß damit das bedrückende Defizit vieler Menschen unserer Epoche prophetisch-dichterisch vorausgeahnt wurde – und ein Gespräch mit einem bekannten Psychotherapeuten in Zürich zu diesem Thema hat mir das nur bestätigt. Eine ganze Bibliothek schreibt von der Entbergung des Menschen – aber niemand sagt es so bewegend und einprägsam wie der Dichter.

Oder ich denke an das Wort Rainer Maria Rilkes zum Herbst:

„Die Blätter fallen ...

Wir Wie alle fallen, diese Hand da fällt.

Und sieh dir andre an – es ist in allen.

Und doch ist einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält ...“

Ich glaube nicht, daß ich die urchristliche Botschaft von der Vergänglichkeit und der Geborgenheit jemals so vollendet ausdrücken konnte.

3. Ohne Ende ist auch das Ringen um das Bild im Wort

Es wird nie eine religiöse Sprache ohne Bilder geben.

Da sind die archetypischen Urbilder – die durch alle Religionen der Erde wandern – Sonne und Gestirn, Wasser, Quelle, Baum, Fels, Wind, Morgen, Abend, Nacht ... Aber es braucht immer neue Bilder, Bilder, die das Leben liefert, so wie Jesus seine Bilder aus dem Alltag Palästinas nahm. Das Suchen nach dem Bild ist keine Abwertung der rationalen Reflexion, die der Glaube im Gegensatz zum Fanatismus braucht. Die rationale Durchdringung, wo dies möglich ist einfach notwendig. Es ist wichtig, daß in der Kirche von den Mühlen der Theologie gutes, griffiges Mehl zwischen den harten Steinen kritischen Denkens gemahlen wird. Aber Mehl wird so nicht gegessen, es muß erst gebacken werden. Und manchmal beschleicht mich die Sorge, daß es in der Kirche mehr tüchtige Müller als Bäcker gibt. Der heilige Paulus hat ja von einer dosierten Weitergabe der Botschaft gesprochen, von fester Speise und Milch. Aber von Trockenmilch hat er nichts gesagt. Und durch manche Dekrete, Rundschreiben, Artikel und Katechismen staubt's wie bei einer Sahara-Rallye. Darum hat das Ringen um Bildhaftigkeit nie ein Ende. Bilder können das Geheimnis bergen. Wenn ich die Geschichte vom verlorenen Sohn lese, die 38 Zeilen umfaßt, dann ist dieses Gleichnis so tief, daß es kein Theologe ausschöpfen kann, und gleichzeitig so schlicht, daß es vier- und fünfjährige Kinder verstehen. In einem Dorfkindergarten haben die Kinder alle Phasen dieser Geschichte gezeichnet und mir erklärt. Sie hatten das Wesentliche verstanden.

Allerdings – wer mit Kindern Bildmeditation versuchen will – eine wunderbare Sache – der kommt darauf, daß das nur mit heilenden Bildern geht. Das tägliche Futter sind ja die zerfetzten, verzerrten, rasenden und schockierenden Bilder. Die guten Bilder zu finden und ins

Spiel zu bringen, ist manchmal gar nicht so leicht. Darum hat das Ringen um das Bild im Wort nie ein Ende.

der Mensch die existenzielle Vorbereitung.

4. Das Bemühen um die existentielle Glaubwürdigkeit des Wortes

Dieses Ringen ist endlos, weil wir Menschen uns nie ein endgültiges Echtheitszeugnis ausstellen können. Über die Bühne unseres Herzens huscht immer wieder wie eine kitschige Beleuchtung eine Eitelkeit, deren Lampe in den Kulissen versteckt ist, und vom Ego bedient wird, oder ein Tiefstrahler des Ehrgeizes, der uns in die Mitte der Aufmerksamkeit rückt, oder der dunkle Schatten der Inkonsequenz und des widersprüchlichen Verhaltens im Alltag. Wir geraten in die Versuchung Gefühle vorzutäuschen, hinter denen wir nicht stehen, oder Überzeugungen mit einem Pathos vorzutragen, das an der Oberfläche bleibt. Darum gibt es immer wieder das Ringen um die Glaubwürdigkeit – und auf dem Sande dieser Arena fahren wir keine spektakulären Siege ein.

Das Wort kann brüchig werden, weil der Mensch hinter dem Wort brüchig ist. Wir müssen froh sein, wenn wir eine gewisse Wachsamkeit bewahren und nicht in die Verlogenheit geraten.

Die emotionelle Echtheit des Wortes hat Nietzsche im Blickfeld, wenn er schreibt: „Das Verständliche an der Sprache ist nicht nur das Wort selbst, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Wörtern gesprochen werden – kurz, die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter der Musik, die Person hinter der Leidenschaft ...“ und um die emotionelle Echtheit durch die existentielle zu ergänzen, muß ich hinzufügen, ohne Nietzsche: Das Leben hinter der Person, der Lebensvollzug, das Zeugnis ...

Wenn man vor dem Wort, vor dem Sprechen immer wieder versucht, diese Saiten der eigenen Seelenharfe wieder einigermaßen zu stimmen, dann begreift man, daß das Ringen um das Wort weit über das Linguistische, Grammatikalische, rein Sprachliche und Bildhafte hinausgeht – und zwar endlos, bis zum letzten Wort, das wir sagen.

5. Das Ringen um Verständlichkeit des Wortes hat kein Ende

Hier geht es um ein Bemühen, das in der gehobenen Literatur und in der Seelsorge nicht ganz gleich ist. Hölderlin, Rainer Maria Rilke, Trakl und Ingeborg Bachmann schreiben nicht für jedermann. Gehobene Literatur darf sich an anspruchsvollere Eliten wenden. Aber als Seelsorger muß man immer wieder das Hinabsteigen in die Verständlichkeit versuchen. Und dabei darf die Tiefe nicht verloren gehen und ebensowenig darf man in die sprachliche Platttheit versinken. Es ist gar nicht leicht, da den Mittelweg zu finden. Aber wer in der Weitergabe des Wortes in der Seelsorge die Verständlichkeit mißachtet, erhält sofort beinharte Sanktionen. Er verwandelt Kirchenräume in Hustenkonzertsäle, Schulklassen in desinteressierte und undisziplinierte Banden. Unverständliche Schriften wandern sogar über Pfarrerschreibtische verächtlich schnell in die Papierkörbe – und festliche Veranstaltungen werden nur von einer Hoffnung getragen, nämlich der auf den Schlußsatz oder das Amen, das der Hörer immer wieder im Geiste beschwörend formuliert.

Für das Ringen um Verständlichkeit gilt natürlich zeitlos die Feststellung Luthers, daß man dem Volk aufs Maul schauen müsse. Das muß nicht unbedingt eine Einbuße sprachlicher Qualität sein. Die größten Musiker haben auch nichts eingebüßt, wenn sie immer wieder zur Musik einfacher Menschen zurückgekehrt sind. So muß ich als Verkünder auch in die Kindersprache hinunterhorchen. Ich habe mir jahrelang Wendungen und Worte notiert, die ich von Kindern gehört habe.

In einer vierten Klasse Volksschule ist in irgendeinem Zusammenhang die dieses Alter sicher überfordernde Frage aufgetaucht, daß man das Wort „Gott“ eigentlich nie richtig denken und sich dabei etwas vorstellen kann. „Es ist nämlich verheerend“, hat ein Zehnjähriger gesagt – immer wenn ich Gott denke, ist er ja noch größer, nicht einmal mit einer Rakete kann ich ihm

nachfahren ...“ Da steht einer auf und sagt: „Mit Gott ist das so wie mit den kleinen Vögeln ...“
Nanu – was haben kleine Vögel mit Gott zu tun? Da fällt mir ein, daß am Tag vorher im Fernsehen eine Kindersendung über die Kolibris war „Meinst du vielleicht die Kolibris?“
„Genau!“ hat er gesagt, „die Kolibris singen nämlich, aber ihr Ton ist so hoch, daß wir ihn mit unseren Ohrwascheln nicht hören können. Und so ist's bei Gott. Wir können ihn nicht hören, sehen, greifen oder denken, aber Er ist doch!!!“ – Da verschlägt einem das Kinderwort die Rede. Er war in der vierten Klasse Volksschule – und doch war es ein kleiner Thomas von Aquin. Das Hinunterhorchen und Ringen um Verständlichkeit bleibt also dem Verkünder auch nie erspart. Wenn eine Literatur breitere Kreise ansprechen will, wird sie in dieser Hinsicht sich auch bemühen müssen. Aber wenn man in der Kirche dieses Bemühen aufgibt, dann entschwebt das Wort der Diener der Botschaft rasch in die erhabenen Höhen der Insidersprache und gelangt in Bibliotheken, nicht aber in die Herzen. Das Geheimnis im Wort darf das Wort nicht zur Geheimsprache machen.

Das Ringen hat kein Ende. Fast hat es den Anschein, als sei der Dienst am Wort eine Aufgabe für Sisyphus, der seinen Stein nie zum Ziel bringt, weil man nie zu ganz perfekten Ergebnissen kommt.

Das ist die Erfahrung, die das Wort Hölderlins in seinem letzten Brief an seine Mutter verständlich werden läßt. Er, der große Meister der Sprache, schreibt: „Mich auszudrücken, ist mir so wenig vergönnt gewesen im Leben ...“

Aber es gibt keinen Grund, das mühsame Ringen um das Wort so resignierend zu sehen. Gewiß müssen wir im Verstehen, Formen und Weitergeben der Gedanken unsere menschlichen Grenzen akzeptieren, auch die Grenzen unseres Sprachvermögens und alle anderen Grenzen, die mit unserer brüchigen menschlichen Existenz verbunden sind.

Aber der Mensch und seine Welt werden doch nie hilflos verstummen. Für den gläubigen Menschen steht als Letzthintergrund für Schöpfung, Universum, Werden der Natur und Walten der Geschichte, für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Satz:

„Im Anfang war das Wort“

Und dieses Ewige Wort, das sich, wie es im Buch der Weisheit heißt, „allmächtig vom Himmel auf die Erde schwingt“, bleibt nicht unwirksam und untätig. Es raunt und flüstert durch die Wunder der Natur. „Ein Tag gibt es dem anderen weiter, eine Nacht kündet es der anderen (PS 19,4). Es artikuliert sich in heiligen Büchern und geht auch im geistigen Streben und Wachsen der Menschheit nicht unter. Diese Welt, in der wir leben, ist von Ewigkeit her auf Wort und Antwort angelegt.

Vor einiger Zeit ist mir eine literarische Arbeit in die Hand gekommen, die das Weltgefühl des gläubigen Romantikers Joseph von Eichendorff mit dem des Naturwissenschaftlers und Theologen Teilhard de Chardin im 20. Jh. verglichen hat. Und darin ist der Autor zu der überraschenden Überzeugung gekommen, daß beide ähnlich empfinden, der Dichter des Taugenichts wie der Paläontologe und tiefe Denker, weil sie beide davon überzeugt sind, daß durch diese Welt in tausend Formen das Ewige Wort bebt, vom Alpha bis zum Omega.

Und deshalb wage ich die kleine Besinnung über das endlose Ringen um das menschliche Wort mit einem tröstlichen Gedicht Eichendorffs zu schließen:

„Schläft ein ~~Wort~~^{Wes} in allen Dingen,
die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort ...“